

Er kniete neben dem tiefen Loch nieder und durchsuchte aufmerksam jede Schaufel voll Erde, die jetzt, nachdem sie Jahrhunderte lang vor dem Regen geschützt gelegen, so trocken war wie Wüstenand. Das ist Metall — das sind die Überbleibsel von Gold! Beim Himmel, vielleicht war hier wirklich etwas vergraben! Langsam, langsam, Herr Thorburn!

„Sie können das doch nicht bezweifeln,“ antwortete Eilred grimmig, „wenn ein Dieb offenbar hier nachgraben hat?“

„Was beweist das? — Einfach, daß andere Leute Ihre Sache auch gehört haben! Aber — ich beginne zu glauben.“

Die waren jetzt schon unter die Stelle gekommen, wo Herr Eilred den Koffer gefunden hatte. Jeder Eintauch der Schaufel förderte vermehrte Holzstücke und verrostete Metallfragmente zu Tage. Herr Eilred wurde ungemein aufgeregt. „Es sind die Überbleibsel einer Kiste,“ sagte er leise. „Vorhülle — Vorhülle!“

„Aber jetzt war Eilred durch die Überbleibsel hindurchgedrungen und trat wieder auf trockene Erde. Eine Stunde lang verbarnte er in seiner Arbeit und vertiefte das Loch nach ganz bedeutend. Aber es wurde nichts weiter gefunden.“

„Sie können es jetzt aufgeben, mein Herr,“ sagte Herr Eilred. „Wir sind tief unter dem Schatz. Der selbe ist entfernt worden — und zwar vor noch nicht langer Zeit.“

„Können Sie das bezeugen?“

„Ich kann bezeugen, daß das meine feine Liebesgattung ist — und hier, sehen Sie!“

Er hielt ein zerfetztes und beschmutztes Stück einer Zeitung in die Höhe.

(Fortsetzung folgt.)

Raidah.

10. Kapitel.

Raidah und Tante Pa saßen beim Abendessen. Der Tisch war geschmückt mit allem Silber und venezianischem Glas gedeckt, dem letzten Überrest des einstigen Reichtums. Der Gondolier, nun als Diener gekleidet, servierte in weißer Halsbinde ein einladendes, ja frugales Diner. Raidah sah wenig und war still und in sich gekehrt, sie hatte sich vorgenommen, um so wenig als möglich über Wyndham zu sprechen. Um so gewöhnlicher war dagegen die alte Dame. Raidah beantwortete alle Fragen anwidend, was die Tante, die ihre Nichte sehr wohl kannte, nur noch neugieriger machte, besonders da sie sich im Laufe des Gesprächs nun erinnerte, daß Raidah ihr früher öfters von diesem Herrn erzählt hatte. Raidah war froh, als sie sich nach Beendigung der Mahlzeit in ihr Zimmer zurückziehen konnte. Es war an diesem Abend ein Zeit in dem Hause einer der ersten Familien Venedigs und Raidah hatte noch manches an ihrer Toilette zu besorgen. Als sie vor dem Spiegel saß und ihr reiches Haar schüttelte, dachte sie an Wyndham. Es war ihr nicht entgangen, wie eigenartig erregt er gewesen, als er sie begrüßte, und sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß sie ihm nicht allzufern sei. Als sie sich Rosen ins Haar flicht, überlegte sie, ob Wyndham wohl reich genug wäre, um all ihre Wünsche zu erfüllen und ihre Träume zu verwirklichen. So niedergeschlagen Raidah angesichts der vielen traurigen Umstände, die auf ihr Wesen eingewirkt hatten, manchmal auch sein konnte, so hatte sie andererseits doch Momente, in denen sie ihre Phantasie zu schwindelnden Höhen empor hob, besonders wenn sie den Eindruck gewahrt wurde, den ihre Schönheit allenthalben hervorrief. Es war ihr dann zu Mute, als könnte sie die ganze Welt erobern.

In dieser gehobenen Stimmung ging sie zu dem Feste bei Conte Dopoli. Sie war in leichte weiße Seidenzeuge gekleidet und hatte Tereosen im Haar. Der elegant eingerichtete Dopoli-Palast mit seinem großartigen Treppenhause war einer der schönsten Venedigs, und der Reichtum des Besitzers ermöglichte es auch, den früheren Glanz und Luxus eines venezianischen Edelmannes aufrecht zu erhalten. Die Gondeln der Gäste wurden auf der zur Loggia führenden Marmortreppe und Vordelle von zwei Reihen porträtiert gleichzeitiger Gondolier empfangen. In den Nischen der Halle standen antike Statuen. Kostbare rote Plinthe bedeckten die weißen Marmortreppen, die nach einer hohen Säulenhalle führten. Von da aus gelangten die Gäste durch weite Hingelüren in den Empfangsalon, wo kunstvolle Fresken von Decke und Wänden blühten. Spiegel und Kronleuchter waren von kostbarem altvenezianischem Glas. Hier gestaute Lärmen führte in weitere hell erleuchtete

tete Gemächer, wo sich nach und nach die zahlreichen Gäste versammelten. Raidah war bald von einigen jungen Venezianern umgeben, mit denen sie sich lebhaft, doch in jenen allgemeinen faden Redensarten unterhielt, welche auch für die venezianische Jugend, diese Nachkommen alter, großer Geschlechter, recht bezeichnend sind. Es waren wohl schöne junge Männer, doch ohne Tatkraft, grundverschieden von ihren Vätern. Einer unter ihnen, ein junger Graf, war schon lange in Raidah verliebt, doch seine Eltern wünschten daß er, da er selbst wenig Vermögen besaß, eine reiche Heirat mache. Energisch gegen das Schicksal zu kämpfen, oder Hindernisse aus dem Wege zu räumen, dies war dem jungen Salonhelden nicht gegeben, vielmehr willigte er in die Verlobung mit einer reichen Amerikanerin ein, die ihm ein großes Vermögen in Aussicht stellte, unbekümmert darum, daß sie eines Pierbenedictos Tochter und vier Jahre älter als er war. Auch hinderte ihm dieser Umstand nicht, Raidah nach wie vor aufzuschwärmen, sogar in Gegenwart seiner Frau, die deshalb nicht wenig eifersüchtig war. Noch nie war es Raidah so klar geworden, wie diesen Abend, wie wenig wünschenswert eigentlich ein solcher Mann als Gatte wäre, mochte er auch gleich ihr von einer alten Dogenfamilie abstammen.

Als zu später Stunde der Wind die Laune wechselte, wurde eine Gondelfahrt beschlossen. Die Gondeln mit bunten Laternen geschmückt, fuhren vor und bald befand sich die ganze Gesellschaft scherzend und lachend mit Gitarren und Mandolinen auf dem Wasser. Sobald Raidah ihre Gondel bestiegen, drängte sich die Schaar ihrer Bewunderer in ihre Nähe, und sie ließ es lächelnd geschehen. Eingend und scherzend fuhren sie in die schöne Nacht hinein.

Wyndham brachte die schöne Mondnacht auch auf der Lagune zu; die Gefühle die in ihm, seit er Raidah gesehen, wieder mächtig fürsteten, ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Er fuhr an den herrlichen Bauten von Palladio und Sanjovius und den alten byzantinischen Palästen vorbei. Die Schatten der Nacht verklärten die Schönen, welche der nagende Zahn der Zeit den herrlichen Baumgärten angehängt hatte und Wyndham schien es, als blühe er in eine Traumlandschaft hinein, die seiner Phantasie Flügel verlieh. Statt Mondlicht sah er Sonnenlicht. In Gedanken wühlte er den heißen Dogen mit der Dogaresse zu sehen, von den mit bunten Teppichen geschmückten Balkonen winkten ihm schöne venezianische Frauen zu, so wie sie Titian und Paolo Veronese gemalt, und ehrwürdige Senatoren saßen in Gondeln an ihm vorüber. Er träumte — träumte den schönen Traum der alten Vagantenzeit, als eben eine Reihe von Gondeln an ihm vorbeizog. Er hörte Gitarrenspiel und Gesang und — sein Bild fiel auf Raidah. Eine bunte Laternen warf einen rosenfarbenen Schein über ihr schönes Antlitz. Auch sie wurde Wyndham gewahr und nickte ihm freundlich zu. Der Gedanke, der jetzt in Wyndham aufstrebte, war: „Du sollst mein sein!“ und wie oft ist ein Gedanke nicht schon des Menschen Schicksal geworden!

11. Kapitel.

Den nächsten Tag trafen sich Wyndham und Raidah in den schönen Räumen der Akademie. Raidah hatte ein altes Notizbuch in der Hand. „Ich will,“ sagte sie lächelnd zu Wyndham, „recht viel lernen und möchte mir deshalb alle Ihre kunstverständigen Bemerkungen aufzeichnen.“ Die Tante die mehr aus Neugierde und Aufmerksamkeiten, als aus Kunstinteresse mitgegangen war, setzte sich, nach dem sie durch die drei ersten Zimmer der Bildergalerie mitgegangen war, seufzend auf ein Sopha, um, wie sie sagte, auszuruhen. Wyndham war dies nur lieb, denn nun war er mit Raidah allein.

„Hier haben Sie ein Bild aus dem früheren venezianischen Leben,“ sagte er zu Raidah, als sie in den Hauptaal der Gallerie gekommen waren und vor ein Bild des Gentile Bellini traten. „Es heißt die Prozession aus dem Markusplatz zu Ehren Johannes des Evangelisten dar, und ist darum besonders interessant, weil der geistreiche Maler mit großer Wahrheit und Genauigkeit die venezianische Welt des 15. Jahrhunderts darzustellen weiß. Wie sehen hier Priester und Senatoren, Frauen in reichen Gewändern, junge schmutze Venezianer im bunten Durcheinander und auf dieses bewegte Leben früherer Zeiten blickt die uns so wohlbekannte Markuskirche in majestätischer Ruhe, so wie sie damals war und sie zum großen Teil auch heute noch ist.“

„Schöner müssen aber doch die Engel gewesen sein in der Farnese des Hauptportals,“ meinte Raidah, „so wie sie zu der Zeit waren, als dieses Bild gemalt wurde.“

„Sie haben vollständig Recht,“ sagte Wyndham erregt darüber, daß Raidah so viel Verständnis zeigte; was die spätere Zeit getah, war nicht so wohlgetan; wir sehen das leider überall in der Kunst.“

„Mein Lieblingsbild ist übrigens dies,“ sagte Raidah, indem sie auf ein bekanntes Gemälde von Paris Bordone deutete, den Fischer, wie er dem Dogen den vom heiligen Markus erhaltenen Ring überreicht.“

„Es ist auch ein herrliches Bild,“ meinte Wyndham, daselbe aufmerksam betrachtend. „Farbenreich und großartig entfaltet uns hier der Maler den Reichtum und die Pracht seiner Zeit.“

Raidah stand lange wie träumend von dem Bilde. In dem würdigen Dogen, den stolzen Senatoren vermehrte sie ihre Aunen zu sehen. Sie gab diesem Gedanken gegenüber Wyndham Ausdruck, und er hatte ihr beigestimmt. Raidah war für ihn das alleinige Ziel seiner Wünsche geworden. Wie traumhaft sahen sie ihre Aunen zu sehen, als sie ihm beim Weitergehen von ihrer Familie erzählte, die in früheren Zeiten eine große Rolle in der venezianischen Geschichte gespielt hatte. Er erwiderte darin keine Einzelheit ihrerzeit; seine Phantasie hob sie weit über diese menschliche Schwäche. Er sah in ihr nicht ein eitles Menschenkind, sondern eine Tochter des alten glorreichen Venedig und sah sie ununterbrochen zu ihm hingezogen. Seine Liebe war eine Liebe wahrer Verehrung, welche über seine ideale Natur heringebrochen war wie ein Sturmwind. Er vermochte sich nicht länger zurückhalten. Raidahs zutrauliches Wesen, ihr Blick, in welchem er einen Schein von Liebe zu entdecken glaubte, gaben ihm plötzlich einen Mut, den er sich selbst niemals zugezogen hätte.

„Raidah,“ flüsterte er, „ich liebe Sie, ich liebe Sie schon lange und werde Sie lieben bis in die Unendlichkeit.“

Raidah blickte überrascht auf, doch schweigend erwiderte, und Wyndham fuhr erregt fort: „Unsere Lebenswege haben uns zusammengeführt, wir wollen uns nimmermehr trennen lassen Sie mich Ihr Beschützer sein, werden Sie meine Braut, mein teures Weib!“

Raidah war es zu Mute, wie wenn ihr Lebensschiff plötzlich in Sturm und Wetter einen sicheren Hafen gefunden hätte, wie wenn sie für alle Zukunft nun geborgen wäre, und doch zögerte sie, nach diesem Hafen zu steuern, gleichsam um noch länger nach unklarerem Glück in der weiten Welt zu suchen.

„Ich kann Ihnen jetzt noch nicht antworten,“ sagte sie nach einer kurzen Pause zu Wyndham; „heute Abend aber erwarte ich Sie bei uns, dann will ich Ihnen antworten; Ihre Frage ist mir zu unerwartet gekommen.“

In dieser Antwort suchte Wyndham nur mädchenhafte Schüchternheit. Er tat sich Gewalt an und sprach nicht mehr von seiner Liebe, bis er Antwort aus ihrem Munde vernommen sollte. In gehobener Stimmung gingen sie nun weiter, von Bild zu Bild. Beide schenkten jedoch den Kunstwerken nur noch geistige Aufmerksamkeit, beschäftigten sie sich doch beide mit den Bildern ihrer Zukunft, die vor ihrer Seele aufstiegen. Sie lehnte sich hinaus ins Freie, auf die Lagune. Die nichtsahnende Tante, die sich sehr vernachlässigt gefühlt hatte, folgte großmütig. Wyndham und Raidah, die ihr Geheimnis noch nicht verraten wollten, sprachen von allem anderen, nur nicht von dem, was sie jetzt an heißen bewegte.

Als sie an der Piazzetta angelangt waren, ließ Raidah die Gondel halten.

„Der treuen Sie aus,“ sagte sie lächelnd zu Wyndham, „nicht wahr?“

„Wenn Sie es gebieten, ja,“ meinte Wyndham und stand etwas zögernd auf, um ans Land zu gehen.

„Auf Wiedersehen!“ rief ihm Raidah heiter zu. Wyndham hatte keine anderen Gedanken als eben dieses Wiedersehen; seine Reise nach dem Orient, seine Kunstreisen, alles war für ihn in den Hintergrund getreten, er liebte, liebte zum ersten Male in seinem Leben. Dieser schöne Traum, an den er so lange nicht gedacht, sollte sich nun auch bei ihm verwirklichen. Als er Raidah nicht mehr sehen konnte, ging er über die Piazzetta hin, nach der Markuskirche. Die Mittagssonne beleuchtete hell die alten Mosaiken, und die antiken Marmorsäulen mit ihren kunstvollen Kapitellen erzählten ihm von langvergangenen großen Zeiten. Hier wollte Wyndham die Stunden verrinnen lassen, die ihn noch von der Entscheidung trennten.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck.

Der frühere Staatssekretär des Reichspresidiums, Dr. Hoffe, veröffentlicht in den „Grenzboten“ interessante Erinnerungen aus der Zeit Bismarcks und Kaiser Wilhelms I., aus denen eine merkwürdige Anekdote des alten Kaisers besonders hervorgehoben sei. Ein bekannter Herr, neulichdort hatte sich einmal verlesen lassen, in einer außerordentlich wichtigen Angelegenheit, die nicht zu seinem Vorteil gehörte, den Kaiser zu förmlichen. Er erwiderte, wie er selbst erzählte, eine Stunde, wo Bismarck auffallend gut gelangt und gnädig gegen ihn war. Da sagte er sich denn ein Herz und fragte, ob er wohl einmal eine besondere Gelegenheit mitteilen dürfte. Der Kaiser erwiderte das sehr gnädig und ließ ihn ausreden. Dann aber sagte er zu ihm: „Sieber B. ich will Ihnen etwas sagen, was Sie mir da erzählen, ist ja ganz gut und schön. Sie mühen sich aber doch selbst sagen, daß ich in solchen Sachen nichts ohne den Minister tun kann, den die Sachen angehen. Wenn ich in dieser Angelegenheit eines Rates bedarf, so wende ich mich an den Fürsten Bismarck. Werken Sie sich das für die Zukunft!“ Der Generaladjutant hing zu, er sei sich wie ein guter, weiser Schlichter vorgekommen. Seitdem sei er aber gründlich furiert und gegen ähnliche Zumutungen, den Kaiser in „besonderen Sachen“ zu beraten, ein für allemal gestrichen. Eine Nebenregierung war unter dem alten Kaiser nicht möglich.

Eine gefährliche Wette.

Am 8. April 1878 vollbrachte in Bologna der 21jährige Paternosterhändler Luciano Morari eine fahne Tat: er kletterte auf die Spitze des 107 Meter hohen schiefen Turms Campanile hinauf und kletterte dann am Draht des Witzabstellers wieder herunter. Der berühmte, der Witzabstellers erregte großes Aufsehen, fand aber gar keine Nachahmer. Da regte sich in Morari der Ehrgeiz; er war entschlossen, seine Lieber, Gegenwart zu beweisen, und eines schönen Tages kletterte er auf demselben Wege, den er einst zum Herunterklettern benutzt hatte, zur Turmspitze hinauf. Das machte ihm keine nach, weil es doch ein bisschen zu gefährlich war. Morari blieb also der „unberührte“ Inhaber des Turmskletterers, jedoch. Vor einigen Tagen nun — nach 26 Jahren also — hat er den ersten Nachfolger, der ihn „berührt“ gemacht hat, noch einmal unterworfen. Einige Kollegen hatten ihn gehandelt, indem sie meinten, daß er jetzt, als fast fünfzigjähriger Mann, wohl nicht mehr die Kraft und den Mut haben würde, noch einmal von der Spitze des Turmes herunterzuklettern. Doch Eifer bebaute Morari: von dieser Wette hörten, verabschiedete sie ihre Wackelmütze, um den Ausstieg zu verhindern, als es gelang Morari trotzdem, unerkannt zur Turmspitze emporzuklettern. Dann kletterte er, mit den Beinen das Gefährliche, und mit den Händen den Draht des Witzabstellers umklammernd, langsam und ruhig hinunter, in Gegenwart einiger ungläubiger Menschenmenge, die angestrichelt zu dem zwischen Himmel und Erde schwebenden Wanne aufblickte. Der Witzabstetter, da Morari an jedem Turmvorsprung ausruhte, 20 Minuten. Unten angekommen wurde der kühne Kletterer mit großem Jubel begrüßt. An dem Empfang beteiligten sich auch die Carabinieri, aber in ihrer Weise: sie brachten den Kletterer nämlich zur Wache, um seine Personalien festzustellen.

Ein neuer Salomo gesucht.

Wie aus Bombay berichtet wird, hat sich im Süden Indiens ein Fall ereignet, der alle Vorbedeutungen zu einem neuen „Salomonischen Urteil“ bietet. Zwei eingeborene Schlichterinnen wollten zusammen in einer Hütte bei Bangalore. Vor ungefähr zwei Monaten schied eine von ihnen das Leben. Nach Verlauf von sechs Wochen stand ein Kind da. Jede der Frauen gab nun das überlebende Kind für ihr eigenes aus. Da in diesem Falle jedoch kein „König Salomo“ zur Stelle war, beschloßen die beiden, die Frage durch einen Kampf zu entscheiden. Beide Krieger fielen mit aller Gewalt übereinander her, wurden jedoch durch die Polizei getrennt, die nunmehr ihre salomonischen Fähigkeiten zu beweisen haben wird.

Amerikanische Romanfabrikanten.

Die amerikanischen Autoren scheinen mit der Schmelze eines „Automobil“ zu arbeiten. Das Buch hat 6 B. wie berichtet wird, hat im Jahre 1894 31 Romane geschrieben und E. M. Rodett 27 seit 1893. Die Anzahl der amerikanischen Schriftsteller ist nicht weniger wachsend. Nicht weniger als 25 000 Personen schreiben für amerikanische Verlage.

Aus deutschen Witzblättern.

Aus dem „Klabberdatsch“.

Peter von Serbien sprach: „Mich reizt Der Zweifel bin und her; Es kommt mir Alexanders Geißel Noch immer in die Luer.“

Mit seinem Weibe geht er um Im alten Königshaus.

Wie mach' ich diese Geister stumm? Wie treib' ich sie nur aus?

Durch Blut'ge Sühne? Rapperlapapp! Die Dummheit war zu groß. Ich reich' den alten Monat ab Und mach' sie obdachlos.

Wie man hört, haben sich Fürst Ferdinand von Bulgarien und König Peter von Serbien bei ihrer Zusammenkunft in Niksch ihren gegenseitigen Beistand feierlich garantiert. Kopf und Krage auch?

Großfürst April, der kaum dem Tod beim Untergang des „Petropawlow“ entronnen ist, will jetzt in den Hafen der Ehe einlaufen. Aus der Scylla in die Charybdis? Das heißt Mut!

In Buda-Pest werden in den ersten Tagen des Juni großartige Scherzspiele veranstaltet werden. Haben die Magnaten an ihren Wahlsämpfen immer noch nicht genug? An Blut fehlt es dabei doch auch nicht, und dazu ist das Vergnügen unentgeltlich.

Der deutsche Reichskommissar in St. Louis veranstaltete zu Ehren von Alice Roosevelt einen Festball. Als stimmungsvoller Aufschlag aus Vanilleeis war der alte Ritz gewählt worden.

Müller: „Hatte ich nicht? In dem Pariser Unstern hat Rigo Janchi erklärt: seine Geliebte, die seltsame Prinzessin Chimam, war mit ihm Neapolitaner durchgebrannt.“ — Schlichter: „An wem auch, was die Unstern da gemacht haben?“ — Müller: „Na, was denn?“ — Schlichter: „Besungen haben sie: Ach, die Lieb ist nur Chimäre!“

Meines Grachtens nach hat der Staatssekretär v. Pöbbecke ganz Recht, indem nämlich nach allerdings manchmal dem Dativ regiert, z. B. nachdem der Schüler sitzen geblieben war, erhielt er Keile, aber es regiert doch auch der Genitiv, z. B. nach des Tages Zeit und Höhe, und wenn es hinten steht, regiert es immer den Genitiv, z. B. der Lehrer steht das Extrem, vorale des Schülers nach, oder ich sage wegen der schlechten Schicht des Exercitiums nach. Meines Grachtens nach ist deshalb meines Grachtens nach ganz richtig, bloß die liberalen Vorgänger sagen natürlich: Der Kasus nach mich lachen, was aber falsch ist, denn mein Ordinarius sagt immer, der Kasus nicht mit viel Schweregeiten, und nicht mich, und er weiß doch meines Grachtens nach sehr gut, also der Genitiv, und nicht der Dativ, mit dem ich verblühe.

Patient und Doktor. „Ach, Herr Meier, wie geht's, Sie haben mich ja schon lange nicht mehr ruhen lassen?“ — „Doch macht das, was ich mir's letzte Mal verschrieben hab!“ — „So, hat mein Rezept so fruchtig gewirkt?“ — „Ja, Gahrner! Bedienung!“

Der Grund. Herr: „Ich wollte mich erkundigen, warum Sie eigentlich Ihren Sohn entlassen haben.“ — Chef: „Wissen Sie, Ihr Sohn dachte mir zu viel!“ — Herr: „Wie?“ — Chef: „Jedemal, wenn er etwas Dummes gemacht hatte, sagte er: Ich habe gedacht!“

Schlechte Ansrede. Gast (zum Kellner): Die Forellen, die Sie uns bringen, haben ja gar keine roten Punkte.“ — Kellner: „Wohlweis ist die Farbe beim Kochen ausgegangen!“

Aus den „Fliegenden Blättern“.

Manu propria. Du, Scapp, was bedeutet denn das, daß der Minister, wenn er a' neu's Gesetz ausbreitet, unter ihm Mama „M. v.“ hinsetzt? — „Das ist ganz paß!“ — „Doch, das heißt: „Wir probieren's.““

Treffend. ... Zum Donnerwetter! Ich bin der Herr im Hause! — Lieber Freund, wenn Du's erst haben mußt, bist Du's gewiß nicht!

Nicht schmeicheln! „Ach, Fräulein Irma, Sie werden doch noch nicht gehen? Sie wollten uns ja noch etwas vorbringen!“ — „Rein, heute nicht mehr — es ist schon spät, und ich könnte am Ende die Nachbarn stören.“ — „Auf die brauchen Sie keine Rücksicht zu nehmen, — die haben uns neulich die Kade vergiftet!“

Stille. Radisch über eine Wanderung durch den Juraarten in einem Aufzuge zu schildern hat: ... Überall duftet und blüht es, — wir aber hatten keine Zeit dazu!

Einsige Ausnahme. Studiosus: „Rein, wie Sie einem Freunde vor mir ähnlich sehen — es

ist erstaunlich! Das Haar, die Augen, der Gang... nur, daß Sie mir noch keine zwanzig Mark geliehen haben!“

— Bedenklich. (Auf dem Standesamt.) „Sehen Sie nur, Frau Huber, wie froh sich der Mensch benimmt!“ — „Der möcht wahrscheinlich — bevor er getraut wird — 'naußgeworfen werden!“

Ein fürsorglicher Gemeindevorstand. (Aus dem Tischteller Wochenblatt.) Wie wir hören, hat der Gemeindevorstand eine Eingabe an das Pfarramt gerichtet, daß die drei gefürchteten Wetterheiligen: Pantratus, Serapius und Bonifatius, in den Monaten Dezember verlegt werden — weil dieselben zu dieser Zeit weniger Schäden anrichten können wie im Mai.

— Vom Örenjagen. „Diesen Sommer müssen Sie in einer prachtvollen Gegend gewesen sein!“ — „Ja, ich hör's von allen Bekannten, denen ich Ansichtskarten geschickt habe!“

— Unter Kollegen. „Ich höre, Du hast den Meister Meier behandelt... Mit Erfolg?“ — „Ja, wohl, dreihundert Mark!“

— Spitzer. Eine dumme Frage belehrt uns mehr über den Geisteshorizont eines Menschen als zehn geschickte Reden.

— Im Eifer. Arzt (zu seinem Patienten): Sie müssen sich vor jeder Aufregung, sowie von jeder geistigen Anstrengung hüten! ... Ihre Tätigkeit als Aufsichtsrat brauchen Sie aber deswegen nicht aufzugeben!“

Aus dem „Simplicissimus“.

Beim Vergleichschießen in der Brigade hat die 2. Kompanie des 1. Infanterieregiments am besten geschossen und der Musketier Grufus von derselben Kompanie hat mit 34 Ringen die höchste Ringzahl in der Brigade erreicht. Der Brigadecommandeur ist darüber sehr erfreut und will dem Musketier Grufus seine Anerkennung durch den Regimentkommandeur ausdrücken lassen. Zu diesem feierlichen Akt ist die Kompanie um 11 Uhr zur Sackel befohlen. Der Hauptmann macht gekörnt mit Meldung der Oberst, „Hüthi Guch!“ kommandieren und ruft den Musketier Grufus vor die Front. „Sind Sie der Musketier Grufus, der beim Vergleichschießen 34 Ringe geschossen hat?“ — „Ja, Herr, Herr Oberst.“ — „Der Herr Brigadecommandeur hat sich sehr darüber gefreut. Kennen Sie Ihren Brigadecommandeur?“ — „Ja, Herr, Herr Oberst.“ — „Ja, wie heißt er?“ — „Er heißt Grufus.“ — „Sie sind ein Dösel, und im Namen Ihres Brigadecommandeurs, der sich darüber gefreut hat, daß Sie 34 Ringe geschossen haben, sage ich Ihnen, daß Sie ein Kindswitz sind. Scheren Sie sich weg, Sie Kameel!“ — Der Herr Oberst reitet davon und die schlichte Leiter ist zu Ende.

In Czernowitz soll ein neues Theater gebaut werden, da das alte nicht feuerfester genug ist. Im Gemeinderate entbrannte eine heftige Debatte über den Bauplan. Ein Antragsteller fordert einen solchen für 1000 Personen, ein anderer meint, daß auch einer für 500 Personen genügen wird. Da meldet sich ein Stadtrat zu Worte und meint: Ich beantrage einen Bauplan für 600 Besucher, und zwar aus Sicherheitsrücksichten. — Denn — je weniger Besucher ins Theater hineingehen, desto weniger können dann bei einem Brande umkommen. Denken Sie an Chicago!

Vom Büchertisch.

„Schland.“ Rimm Kröger ist einer der feinsten heutigen Erzähler. Derselb. v. Rimm meint ja, es komme bald die Zeit, da man Kröger mit dem Sturm, Stifter und den anderen zusammen nennen werde. Er habe uns die Bauernnovellen geschenkt. Und namens, was Rimm über Kröger's letzte Arbeiten sagt: er lege nunmehr dem Stoff mehr Bedeutung bei, er vertiefe es, große Menschenschicksale zu gestalten, — das ist ganz besonders auszuweisen auf Kröger's neueste Novelle „Danz Rittelbohm, seines Vaters Anhang und Ende“, die im Juniheft der von Karl Ruch herausgegebenen Monatschrift „Schland“ steht. Ein gewaltiges Schicksal zweier Menschen, mit wuchtiger Kraft und Tiefe erzählt. Aus dem gleichen (Juni-) Heft der Monatschrift sei noch hervorgehoben: Der Aufsatz „Bauer und Ratzegeß“